

Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung
Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat
Band: 15 (1939-1940)
Heft: 40

Artikel: Brief an eine H.D.
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-712862>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BRIEF AN EINE H. D.

Lieber kleiner Kamerad!

Nun sind wir fort, die ganze Kompanie — und Du bist noch im alten Dörfchen und wartest vergeblich beim «Ochsen» um 7 Uhr abends. Nein, Du wirst ja klug sein und nicht mehr dort vorbeigehen, hast Du mir fest versprochen und dazu die Hand gegeben und mir in die Augen gesehen. Und wenn Du einen Nachfolger ausgewählt hast — oder er Dich, man weiß nie genau, wie das geht —, dann triffst Du Dich nicht mit ihm hinter der Ochsen-Garage, sondern anderswo. Das haben wir beide miteinander abgemacht.

Wie lange waren wir zusammen? Weißt Du das? Warte mal, hier ist ein Kalender. Ich rechne es aus:

Zuerst kamen wir — das war an einem Montag — ja, am 17. war's, richtig. Warst Du dann schon da, H.D.? Ich habe keine Ahnung. Vielleicht — vielleicht auch nicht. Der Luft habe ich's nicht angemerkt. Im Kantonement roch es nach Stroh und nach nassen Kleidern. Und draussen regnete es derart gottvergessen, daß man an alles eher dachte, als an die weiblichen H.D.'s, die «hier im Land» sein sollen.

Am Dienstag war das Wetter grau und wir hatten riesig zu tun, bis auch der hinterste Mann bis übers Ceinturon eine schmutzig-braune Uniform trug. Und am Abend, nach dem Hauptverlesen, erzählte einer, er habe ein paar der H.D.'s gesehen. Rassig seien sie, aber elend stolz. Mit gewöhnlichen Soldaten wollen sie wohl nichts zu tun haben.

Kleiner Kamerad, damals ging ich in den «Löwen» und klopfte einen Jaß. So einerlei war es mir, was man über Euch erzählte.

Aber am Mittwoch, als ich aufs Kommando mußte wegen meines Urlaubgesuches, fiel mir die Bemerkung meines Kameraden plötzlich wieder ein. Da traf ich bei der Apotheke ein Mädchen mit einer Weiß-Kreuz-Armbinde. Sie übersah mich vollkommen und ich ärgerte mich nicht viel darüber, weil sie nicht besonders hübsch war. Wenn alle so aussehen wie die, gibt's bestimmt keinen Liebeskummer, dachte ich eigentlich zufrieden.

Donnerstag — Freitag — nichts. Der Dienst war streng, ich mußte einmal nach Hause schreiben und am andern Abend gab's ziemlich viel Flickarbeit. Bis ein Mann zwei Dreiängel in den Hosen fein säuberlich repariert hat (weil der Feldweibel der Ansicht ist, diese Hosen brauchen noch lange nicht umgetauscht zu werden), verstreicht eine gute Weile.

die alten Weiber lieber als die jungen Mädchen. Gerade die rechten das, machen im stillen, was sie können.»

Ruedi war zornrot geworden. Mit einem Satz war er vor den kleinen Müller hingesprungen und packte ihn mit der Faust unter dem Kinn und sagte drohend: «Müller, halte Dein Maul im Zaum. Ich habe bisher nichts getan, was nicht jedermann sehen dürfte. Bei mir gibt es keine Weibergeschichten, das merke Dir!»

Damit ließ er ihn fahren und stand zur Seite. Der kleine Müller mochte eingesehen haben, daß er etwas zu viel gesagt und halbwegs entschuldigend sprach er: «Wer wird auch gleich verrückt werden. Man wird doch noch einen Spaß machen dürfen.»

«In solchen Sachen verstehe ich keinen Spaß», antwortete Ruedi.

«Bist halt doch ein Tugendkrämer, Gerber», gab der kleine Müller zurück. «Weiß wohl, verheiratet zu sein, aber man kann doch im Dienst nicht so blöde sein. Die hübschen Weiblein sind doch dazu da, daß man sich an ihnen freuen kann. Wollen ja keine Welträtsel lösen mit ihnen ... ha ... ha ...!»

«Das mag Deine Ansicht sein», brummte Ruedi. Er wollte noch etwas sagen, aber vor seinem innern Auge stieg ein liebliches Frauengesicht auf und es war ihm, als fühle er noch den leichten Druck der weichen Hände wie damals, als er auf dem Marsch mit der Unbekannten den kleinen Meier ins Gras gebettet, als es ihm schlecht geworden. Er schämte sich im stillen, daß der kleine Müller doch nicht so unrecht hatte und er sich selbst auch nicht frei wußte von dem, was er soeben seinem Kameraden schlecht angekreidet hatte. (Forts. folgt.)

Erst am Samstag war's. Ich stand beim Brunnen und weil das Wasser so herrlich kalt war, hielt ich den Kopf darunter. Das Wasser klatschte mir um die Ohren, daß ich laut lachen mußte. Ich schüttelte den Kopf und als ich die Augen aufriß, standest Du vor mir.

Ich habe Dir nie gesagt, was der erste Gedanke war, als ich Dich sah: Ich genierte mich, weil ich doch so mit nacktem Oberkörper dastand. Du meintest:

«Und wenn Sie sich nun einen Schnupfen holen!»

Und ich habe irgendeine dumme Antwort gegeben.

So haben wir uns kennen gelernt — das war also am 22., an diesem schönen Samstag. Erinnerst Du Dich noch?

Dann hast Du Dich erkundigt, ob man nicht irgend in der Nähe Alpenrosen finde und ich log Dich an, ja, ich wüßte einen solchen Fleck. Nur etwa eine Viertelstunde weit. Aber man könne ihn schwer erklären. Ich könne meinetwegen schnell nach dem Nachtessen mit Dir kommen.

Es war ein purer Zufall, daß dort oben an der alten Kapelle wirklich Alpenrosen standen. Noch nie war ich vorher dort oben gewesen ... aber ich hoffte, daß sich kein anderer Soldat dort hinauf verirre, denn ich wollte mit Dir allein sein.

Deine Freude über den Fund — über den Blumenfund — war mächtig. Du hast Dich sofort an die Arbeit gemacht und ich bin richtig eifersüchtig geworden. Eifersüchtig auf die Alpenrosen, die Dich so sehr beschäftigten und die Deine schmalen Hände spüren durften.

Beim Heimweg merkte ich es zum erstenmal: Dein Kopf hatte Freundschaft mit mir geschlossen. Dein Kopf, nicht Dein Herz. Noch nicht, dachte ich, und strengte mich riesig an, Dich auf eine unbefangene Art zu einem sonntäglichen Spaziergang kapern zu können.

Es war ganz einfach — Du hast sogleich begeistert zugesagt. War das nun der Kopf oder das Herz?

Es wäre schade, viel über unsern Sonntag zu schreiben ... so viel Sonne lag darüber, daß nun in der Erinnerung Schatten kommen könnten, wenn man mit Tinte und dieser schlechten rostigen Feder daran tippen würde.

Wieder wurde es Abend, wieder war ich allein und spürte nur noch den Druck Deiner braunen schmalen Hand in meiner groben Soldatenhand. Zugleich machte ich etwas mit, das mir neu war:

Deine Begeisterung für unser Vaterland! Ich hatte fast ver-

„Grenzübertritt französischer und polnischer Truppen“

Kaum vierzehn Tage sind verstrichen, seitdem der Armeefilmdienst seinen vorzüglichen Film «Alarm! Einsatz leichter Truppen» herausgebracht hat und schon rückt er wieder mit einer neuen Produktion auf. Im «Alarm! Einsatz leichter Truppen» wurde die Kriegstüchtigkeit überaus wichtiger und moderner Kampfverbände vor Augen geführt. Der neue Film «Grenzübertritt französischer und polnischer Truppen» zeigt die Ankunft, Entwaffnung und Internierung alliierter Heeres-einheiten.

Es greift ans Herz, wenn die unabsehbaren Kolonnen fremder Krieger unsern Heimatboden betreten und ihre Waffen an der Grenze sich zu Bergen türmen, wenn Pferdezüge in melancholischem Getrappe den Straßen entlang ziehen und Panzerwagen mit der weißen Fahne durch unsere friedlichen Dörfer rasseln. Seitdem im Winter 1870/71 die französische Bourbakiarmee über unsere Grenzen flutete, ist kein ähnliches geschichtliches Ereignis mehr eingetreten wie in den letzten Junitagen. Es wird wohl niemand verfehlen wollen, dieses historische Dokument, das in gleicher Weise die Unerbittlichkeit des Krieges wie die treue Handhabung unserer schweizerischen Neutralitätspflichten festhält, anzusehen.

Der Film wurde bereits in Zürich, Genf, Bern und Basel vorgeführt und wird in den darauffolgenden Wochen in den Kinotheatern aller Landesteile zur Aufführung gelangen.

gessen, daß Du ein Mädchen bist, ein hübsches Mädchen ... ich sah in Dir einen kleinen Kameraden, der sein ganzes Wesen dem Vaterland geben möchte. Ein Kamerad, der unzufrieden ist, nicht täglich so angestrengt arbeiten zu können, um abends sich hinzulegen und sofort einzuschlafen.

Was hast Du mir gesagt? — Es fällt mir wieder ein: «Man müßte noch einmal so groß sein und man müßte ein Mann sein und Muskeln haben und ein Gehirn mit tausend herrlichen Gedanken! Dann könnte man heute glücklich sein.»

Ich habe Dich getröstet. Deine Mitarbeit in den Büros sei doch auch wichtig.

Mit einer Handbewegung hast Du meine Bemerkung in den Wind geschlagen. Wenn Du nur könntest, was Du wolltest, dann würde der schönste Traum in Erfüllung gehen, hast Du gesagt.

Kleiner lieber Kamerad, nun sind wir fort und Du bist allein. Ich habe Dich verstanden und gemerkt, daß es eine Freundschaft gibt, die vom Herzen auskommt ... die herrlich ist ... und die doch nicht mit Liebe verwechselt werden darf. Wir haben viele Stunden miteinander verplaudert auf unsern Spaziergängen ... aber das Wort «Liebe» ist nie gefallen. Hast Du das bemerkt, H.D.?

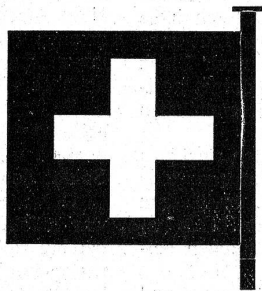
Noch sind wir im Dienst, Ihr H.D.-Mädchen und wir Soldaten. Vielleicht hast Du kaum Zeit, diesen Brief zu lesen, weil ein neuer Kamerad auf Dich wartet. Es ist gut so. Die Hauptsache ist, daß Deine Begeisterung anhält ... denn sie ist echt, echter als mancher Jodler eines Pseudo-Sennen auf dem Vereinsfest. Aber echt wie der Duft der Alpenrosen, die wir am ersten Samstagabend zusammen gesammelt haben.

Tschau, kleiner Kamerad! Alles Gute in Deinem Aktivdienst.

Dein Kamerad.

Hundert Jahre

(Schluß.)



Schweizerfahne

21. Juli 1840—1940.

Die folgende Epoche, die Restaurationszeit, der man im allgemeinen nicht viel Rühmlches nachsagen kann, erhielt endlich nach langen und schwierigen Verhandlungen durch Beschluß der «langen Tagsatzung» vom 4. Juli 1815 ein schweizerisches Staatsiegel, «wie es der geschichtlichen Entwicklung des Landes entsprach: In der Mitte der eidgenössische rote Schild mit dem weißen Kreuz als gemeineidgenössisches Wappenzeichen; ringsherum zirkelförmige einfache gotische Verzierung; außer derselben die Inschrift: Schweizerische Eidgenossenschaft MDCCLXV; in einem äußern Zirkel alle 22 Kantonswappen in runden Feldern nach ihrer eidgenössischen Rangordnung, und das Ganze mit einem einfachen Siegelkranze in unterschobenen Blättern geschlossen.» Es ist das noch heute geltende eidgenössische Staatsiegel; nur wurde nach der Neugestaltung des Bundes die Jahreszahl 1815 durch 1848 ersetzt und die Wappen von Basel und Neuenburg abgeändert. Leider blieb dieses erste wirkliche eidgenössische Staatsiegel ohne Einwirkung auf die Fahnen der eidgenössischen Armee. Wohl schuf die Tagsatzung im Jahre 1815 auch die ersten eidgenössischen Bataillionsfahnen, die auf rotem Seidentaffet ein freischwebendes weißes Kreuz aufwiesen, das auf der einen Seite in goldenen Lettern die Aufschrift „Für Vaterland und Ehre“ trug, geziert durch ein lorbeerumwundenes Schwert, während auf der andern Seite «Schweizerische Eidgenossenschaft» geschrieben stand; doch diese Bataillionsfahnen fanden vorläufig noch keine Nachahmung und fielen der Vergessenheit anheim. Dagegen ist unsere eidgenössische Armbinde eine Schöpfung der Tagsatzung von 1815, die durch Armeebefehl des Generals Bachmann vom 3. Juli jenes Jahres vor dem Einmarsch in Burgund für alle Truppen eingeführt wurde und mit der Begründung: «Bei der Verschiedenheit der Uniformen und Kokarden der eidgenössischen Armee ist es notwendig, daß dieselbe ein sichtbares Distinktionszeichen annehme.»

Dieser Gedanke eines einheitlichen, für alle schweizerischen Wehrmänner in gleicher Weise geltenden allgemeinen Feldzeichens wurde zunächst im Militärreglement von 1817 verankert mit der Bestimmung: «Das allgemeine Feldzeichen aller im aktiven Dienst der Eid-

genossenschaft stehenden Militärpersonen ist ein rotes, drei Zoll breites Armband mit weißem Kreuz am linken Arm getragen.» In bezug auf die Fahne bestimmte das gleiche Militärreglement: «Die Fahne jedes bei der eidgenössischen Armee einrückenden Corps wird von dem weißen Kreuz durchschnitten und nimmt die rot und weiße Schleife an.»

Das Verdienst aber, den Gedanken eines für alle Schweizer Soldaten allgemein gültigen Feldzeichens, unserer Schweizerfahne, in die Tat umgesetzt zu haben, gebührt General Henri Dufour. Im Jahre 1819 wurde die von Generalstabshauptmann Dufour ins Leben gerufene schweizerische Zentralschule für Offiziere aller Waffen und Kantone in Thun eröffnet. Mit vorbildlichem Eifer bildete er diese aus für das eine hohe Ziel der Verteidigung des gemeinsamen Vaterlandes. In den darauffolgenden Truppenzusammenzügen, die von Dufour geleitet wurden, sollte dieser Geist der Gemeinsamkeit in die Herzen aller schweizerischen Wehrmänner gepflanzt werden, wenn das gemeinsame hohe Ziel erreicht werden sollte. Doch immer noch trugen die Soldaten an ihren Käppis die kantonalen Kokarden, die Neuenburger sogar die königlich-preußische, und von ihren Bannern flatterte der Urstier, der Berner Bär, die Genfer Adler und die Thurgauer Löwen. Deshalb schlug Oberst Dufour schon 1830 in seinem Aufruf an die außerordentliche Tagsatzung vor: «Die Schweizertruppen, gebildet aus den Kontingenten der Kantone, vereinigt im eidgenössischen Heer, tragen alle eine und dieselbe Kokarde! Die Bataillone folgen alle einer und derselben Fahne!» Doch die wenigsten Schweizer konnten sich anfänglich mit diesem Gedanken einer Uniform befreunden; es begann vielmehr in Versammlungen und Ratssälen ein erbitterter Kampf, den Dufour unentwegt und unbeirrt zehn Jahre lang führen mußte. «Unsere Väter haben bei Sempach und Dornach hinter dem Urstier und dem Zürcher Leuen gestritten. Einzig das Feldzeichen, das unsere Ahnen siegreich gesehen hat, ist imstande, die Jungen zur Anstrengung, zur Hingabe, schließlich zum Tode für das Vaterland zu begeistern», so sprachen die einen. Viele andere, darunter ernsthafte Männer, glühende Patrioten und angesehene